Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

31 (15.4.1900) Badisches Museum, Nr. 31

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 31. — Erscheint zweimal wöchentlich. — 15. April. 1900

Franz Freiherr Gaudy.

Zu seinem 100. Geburtstage (19. April 1900).

Da trat mit fäll'gem Wechsel in der Hand
Ein harter Gläub'ger plötzlich an sein Bett,
Der Spediteur der Welt, Hans Mors genannt.

Diese Verse schrieb am 5. Februar 1840 ein deutscher Dichter nieder, der noch nicht die Schwelle seines vierten Lebensjahrzehnts überschritten hatte, Franz v. Gaudy. Und ihm selbst geschah, wie er gesagt hatte. An demselben Tage noch trat Hans Mors zu ihm heran und machte durch einen Herzschlag dem blühenden Poetenleben ein jähes Ende.

Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr v. Gaudy war am 19. April 1800 zu Frankfurt a. O. zur Welt gekommen als Sprößling einer nach Preußen ausgewanderten schottischen Familie. Sein Vater, ein Mann von hoher Bildung, war damals Major. Er erkannte bald seines Sohnes ungewöhnliche Fähigkeiten und erteilte selbst ihm den ersten Unterricht. Deutsch und Französisch lernte der außerordentlich regsame und lebhafte Knabe zugleich sprechen. Ausgelassen verkehrte er mit seinen Jugend- und Spielgefährten. So kam es, daß sein wildes Temperament es nach Jungenart oft zu toll trieb, sodaß der Vater sich entschließen mußte, ihn außer dem Hause erziehen zu lassen. Aber auch die neuen Erzieher konnten ihren jungen übermütigen Schutzbefohlenen oft nicht zügeln, der den braven Leuten wenig Ruh bei Tag und Nacht ließ. Im Alter von 10 Jahren wurde Franz, als sein Vater Gouverneur des Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., geworden war, mit letzterem nahe bekannt. Gemeinsam erhielten die beiden eine vortreffliche gymnasische Ausbildung. Im übrigen besuchte der Knabe das Collège français in Berlin. Fünf Jahre später gab ihn der Vater auf die bekannte sächsische Fürsten- und Landesschule Pforta. Diese „Rabenmutter“, wie Gaudy in seiner hübschen humoristischen Novelle „Schülerliebe“ später sagte, stieß im Jahre 1818 „den hoffnungsvollsten ihrer Söhne von sich und hinaus in die weite kalte Welt“, und nun widmete er sich, der Familientradition folgend, dem Militärdienst. Er trat 1819 als Leutnant in das 1. Garderegiment zu Potsdam ein. 1821 nach Breslau versetzt, schloß er sich dort Karl v. Holtei und anderen mit der Litteratur in engem Zusammenhange stehenden jungen Männern an, die seine poetischen Neigungen förderten und seinen litterarischen Ehrgeiz anfeuerten. Trotzdem trug er noch lange den bunten Rock und mußte auch infolge eines Duells einige Zeit auf Festung. Im 15. Jahre seiner militärischen Laufbahn nahm er seinen Abschied, um sich fortan der Dichtkunst in die Arme zu werfen.

Der Offizier a. D. ist in der deutschen Litteratur bekanntlich recht häufig anzutreffen. Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, Graf Platen u. a. haben vor Gaudy, Fr. v. Sallet, Ferdinand Gregorovius, Martin Greif, Gerhart v. Amyntor, Detlev v. Liliencron, Georg Frhr. v. Ompteda, Rudolf Stratz, Otto Julius Bierbaum, Hans v. Zobeltitz und viele andere nach ihm jahrelang in der Armee gestanden und sind später Inhaber von Sitz und Stimme auf dem deutschen Parnaß geworden.

Auch Gaudy gehört zu diesen. Er entäußerte sogar in allerdings etwas oberflächlicher demokratischer Anwandlung seinen Namen des Wörtchens „von“ und nannte sich nur Franz Freiherr Gaudy, weil er, wie er selbst sagte, sich nichts aus den drei ominösen Buchstaben macht und den Leuten bloß zeigen will, daß er ein freier Herr sei und sich um niemanden schere. Es existiert ein Porträt von ihm, das das markante Gesicht des Poeten, in dem er selbst „einen gewissen mokanten oder vielmehr verdrießlichen Charakter“ findet, von starkem Barte umrahmt zeigt. „Ein ins Rötliche spielender Schnurrbart, der auf ungarische Manier in zwei langen Zipfeln bis weit unter das Kinn hängt, ist — so erzählt er selbst — das Merkwürdigste an seiner Visage.“

Der Frhr. Gaudy nimmt eine eigentümliche Sonderstellung ein zwischen den naiv und unmittelbar empfindenden Romantikern v. Eichendorf, v. Hardenberg 2c. und den sogenannten „Jungdeutschen“, die wie unsere Modernsten sämtlich bürgerlicher Herkunft, den schöpferischen Zeitgeist in sich verspürten und der politischen und künstlerischen Freiheit in ihren Geburtswehen mit leidenschaftlicher Ungeduld zu Hilfe kamen. In seinen Gedichten zeigt Gaudy viel Heine'sche Ironie und Negation, Oppositionslust und satirische Schärfe, verliert aber trotzdem fast nie seine gute Laune und vergißt nie seine gute Erziehung. Er gelangt sogar bisweilen bis zur Drolligkeit, der selbst der Reaktionärste nicht widerstehen kann. In bewußten Gegensatz stellt er sich ebenso wohl zu den deutschpatriotischen Empfindungen, indem er Napoleon, den Sohn der Republik, in seinen prächtigen „Kaiserliedern“ mit warmem und herzlichem Enthusiasmus feiert, wie zu der polizeilichen Ueberwachung der bürgerlichen Ruhe, indem er in seinen teilweise Béranger nachempfundenen frischen und humorvollen, graziösen und kecken Gedichten (Sammlungen, unter den Titeln „Erato“, „Korallen“ 2c. erschienen) gegen alles das, was man heute wohl unter den Begriff der lex Heinze zusammenfaßt, neckischen Protest einlegt. Ueberhaupt scheint eine muntere Gelassenheit eine seiner Haupteigenschaften, die die Dinge gehen läßt, wie sie einmal gehen. Die wunderliche Welt seiner Tage scheint ihm nicht wert, mit pathetischem Ernste betrachtet zu werden. Für alles Mögliche, was andere bitter aufregt und empört, findet er, gewissermaßen als ein Unbeteiligter, ein tertius gaudens, seine leichten Scherze. Es gelingt ihm fast immer, seinen Unmut und seinen Zorn über die sozialen Zustände seiner Zeit mit einem jokosen Mäntelchen zu bekleiden. Obwohl er so thut, als ginge ihm die ganze große Welt um ihn herum garnichts an, ist sie ihm doch so interessant, daß er sich kaum irgend einen bedeutungsvolleren Vorgang entschlüpfen läßt. Von unseren heutigen Lyrikern steht ihm einerseits Julius Trojan, andererseits Otto Erich Hartleben nahe.

Als Novellist hat Gaudy eine gewisse Aehnlichkeit mit Heyse. Hier entfaltet sich die ganze Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit seines Temperaments, die Regsamkeit und die Anmutigkeit seines Geistes, seine scharfe und feine Beobachtungsgabe und sein Witz. In den Jahren 1836—38 hatte er Italien bereist, und es entstanden seine farbenreichen und poesievollen „Venetianischen Novellen“, die in ihrem Aufbau an die „Blätter im Moose“ von Julius Mosen erinnern. Selbst in diesen verleugnet er nicht den politischen Satiriker. So trägt es sich gleich in den ersten dieser Novellen gar wundersam zu, daß zwei Männer, ein Edelmann und ein Gondoliere, ihre Köpfe verlieren, und zwar nicht bildlich, sondern thatsächlich, und dann durch ein Versehen mit einander vertauschen. Sie erregen dadurch öffentliches Aergernis und werden vor den Staatsanwalt gebracht, der eine fulminante Rede hält: „Welches unabsehbare Verderben — so sagt er — erwächst nicht unserer Verfassung von dem Augenblicke an, wo adliges und bürgerliches Blut sich in einem Kadaver vermischt! Welcher Wirrwarr von aristokratischen und demokratischen Grundsätzen in einem und demselben Leibe! Wo bleibt dann die eiserne Konsequenz, mit der wir ein volles Jahrtausend hindurch auf einem Fleck stehen blieben?“ Und die zweite Novelle beginnt, ganz aktuell, mit scherzhaften Seitenhieben auf die Engländer. Lady Nuthook, eine junge englische Peeresse, streift mutterseelenallein durch die Welt, verläßt aber weder bei Tag noch bei Nacht ihre Wagen und läßt nur in den Städten ausnahmsweise die Stores nieder, um sich einen Wegweiser und Plan der Stadt zu kaufen. So gelangt sie auch bis kurz vor Rom. Da entsteigt sie ihrer Karosse, erklimmt einen Hügel und richtet ihr Fernglas auf den Turm der Peterskirche, rümpft vornehm das Näschen, zuckt die Achseln und steigt wieder, ohne eine Silbe zu verlieren, in die Karosse, um unverzüglich umlenken zu lassen, in einem Strich nach Genua zu kutschieren und

sich dort einzuschiffen. — Man erinnert sich da des Scherzes jenes reichen Jenenser Studenten, der eines Tages einen jungen Fuchs mit nach Rom nimmt. Im D-Zuge wird die Reise dorthin ununterbrochen zurückgelegt. In Rom angekommen, bestellt der bös-fidele Musensohn auf dem Bahnhof für sich und seinen Kommilitonen, einem armen Schlucker, der sich vor Freude über die ihm bevorstehenden unvergleichlichen Genüsse auf klassischem Boden kaum fassen kann, eine Tasse Kaffee. Der Kaffee wird getrunken. Da wird die Abfahrt des Expreßzuges nach Deutschland gemeldet und unerbittlich schleppt der Aeltere, der übrigens Rom schon kannte, den Jüngeren mit sich zum Zuge, der sie umgehend zurück zur deutschen Heimat nach Jena bringt.

Gaudys Schriften verdienen es durchaus, auch heute noch gelesen zu werden. Mit größerer Berechtigung noch als er freilich können wir sagen, daß leider „in jetziger Zeit ein Autor keinen anderen liest, als sich selber." Und wer ist heute kein „Autor"!

Der Kukuk in Natur und Sage.

Von Dr. J. H. Albers.

(Nachdruck verboten.)

I.

Der Kukuk ist ein Sonderling unter den Vögeln und steht in der ganzen Vogelwelt in mancher Beziehung einzig da. Dies ist die Veranlassung geworden, daß von jeher nicht nur die Gebildetsten, sondern auch das Volk sich mit diesem Vogel in einer Weise beschäftigt haben, die er nach seiner Bedeutung im Haushalte der Natur eigentlich kaum beanspruchen kann.

Der Kukuk hat sogar einer eigenen Vogelgattung den Namen gegeben: der der Kukuksvögel, deren einzelne Familien, man zählt deren vierzehn, in ihrem äußeren Habitus indessen ganz außerordentlich wenig Aehnlichkeit mit einander haben. Wenn man Abbildungen, wie in Brehms Tierleben oder in einem Konversationslexikon, zur Hand hat, so betrachte man sich einmal den Eisvogel (Alcedo ispida) mit seinem Stummelschwanz, die Zwergschwalm (Aegotheles Novae Hollandiae) mit ihren bärtigen Schwalbenkopf, oder gar den Pfefferfresser (Ramphastus Toco) mit seinem Riesenschnabel, und vergleiche sie mit unserem heimischen Kukuk. Die einzige Aehnlichkeit liegt in den Zehen, und darnach haben die Gelehrten denn auch die Einteilung gemacht. So steht der Kukuk also auch unter seinen Verwandten allein. Im großen und ganzen betrachtet, sieht er dagegen dem Sperber (Astur nisus oder Nisus communis) äußerst ähnlich, und aus diesem Umstand hat denn der Volksglaube sofort die Behauptung hergeleitet, der Kukuk sei im Winter ein Sperber und zeige sich nur im Frühling in seiner wahren Gestalt. Selbst die Ornithologen des vorigen Jahrhunderts waren sich über diese Fabel nicht ganz klar, da der Kukuk nur selten genau beobachtet wurde. Sein ihm von Linné beigelegter lateinischer Name lautet Cuculus canorus, d. h. der singende Kukuk. Er erreicht fast die Größe einer kleinen Taube, doch sind Schwanz und Flügel ungewöhnlich lang, und sieht er deshalb im Fluge größer aus, besonders wenn er raschen Fluges durch das Gezweig der Bäume huscht, wo dann das Auge des Beobachters nur ein unbestimmtes Bild von ihm aufnimmt. Er mißt von der Schnabelwurzel bis zur Schwanzspitze ca. 34 bis 37 cm und die Spannweite seiner Flügel beträgt 60—64 cm. Sein Gefieder ist aschgrau, am Bauch jedoch weiß und schwarz gerändert und mit schmalen bräunlichen Querstreifen versehen. Der etwas dunklere, beim Fliegen fächerartig ausgebreitete Schwanz ist weiß punktiert und halb so lang als der Körper. Der Kukuk verbreitet sich über den ganzen Norden der alten Welt, soweit die Laubholzregion reicht. In der letzten Hälfte des April erscheint er bei uns (im Norden entsprechend später, etwa Anfang Juni). Er verläßt uns Mitte September, um, wie man glaubt, in Südafrika oder auf den Sundainseln, wohin er sich von Sibirien aus zurückzieht, zu überwintern. Während dieser Zeit ist er in steter Bewegung und durchstreift täglich ein ausgedehntes Waldrevier. Sein Flug ist schnell, falkenähnlich, aber auf dem Boden bewegt er sich wegen der kurzen Füße und des langen Schwanzes unbeholfen und ungeschickt. Er ist sehr gefräßig und ein unermüdlicher Vertilger von Insekten; namentlich stellt er den haarigen Raupen, den sogenannten Bärenraupen, die kein anderer Vogel frißt, eifrig nach. Bei seiner abnormen Gefräßigkeit würde er für den Land- und Forstmann von großem Nutzen sein, wenn seine Unverträglichkeit ein Zusammenleben mit mehreren seinesgleichen zuließe. Das Kukuksmännchen duldet aber in seinem Revier keine Kollegen. Hört es die Stimme eines solchen, so eilt es aus Brotneid oder Eifersucht herbei und verfolgt ihn in blinder Wut. Die Kukuksweibchen, deren es weit weniger als Männchen geben soll, besuchen die Aufenthaltsgegenden mehrerer Männchen und locken dieselben durch das sogen. „Kukukslachen" herbei. Sie übernachten bald hier, bald da und setzen ihre Eier in weit auseinanderliegende Nester ab. So ist natürlich von dem Familienleben des Kukuks nicht viel Rühmliches zu berichten. Die vagabundierenden Weibchen sind eben schlechte Mütter, wie sie schlechte Gattinnen sind. Es ist bekannt, daß sie nicht wie andere, wohlgesittete Vögel sich ein festes Heim gründen, sondern gewissenloser Weise ihre Eier in fremde Nester legen, die Last des Brütens und der Aufzucht den damit unliebsam überraschten Vögeln überlassend, deren eigene Brut dabei meistens zugrunde geht, und die trotzdem in rührender Weise sich des aufgedrungenen, ungeschlachten und gefräßigen Pflegekindes annehmen. Kundige haben beobachtet, daß das Kukuksweibchen nicht wie andere Vögel seine sämtlichen Eier rasch nacheinander legt, sondern alle sechs bis acht Tage eins, daß es damit so lange fortfährt, bis es ihrer im ganzen eine ganz ungewöhnlich große Zahl — manche Beobachter nehmen an bis gegen 20 — liefert. Sowohl die große Zahl der Eier, als auch die weiten Zwischenräume, welche zwischen der Hervorbringung derselben liegen, machen es begreiflich, daß das Weibchen dieselben nicht selbst auszubrüten vermag. Der letzte Grund der eigentümlichen Erscheinung ist aber damit natürlich keineswegs gegeben. Es soll gegen fünfzig kleinere Vogelarten geben, denen die Kukukin ihre Eier aufbürdet; am häufigsten findet man dieselben jedoch in den Nestern der Grasmücken und Bachstelzen. Das Kukuksei ist nur etwa so groß wie das des Sperlings. Eigentümlich ist es, daß es immer eine ähnliche Färbung hat, wie die Eier des Vogels, in dessen Nest es gelegt ist, so, daß entweder die Eier eines jeden Gelegs verschieden sind, oder daß jedes Weibchen nur in die Nester einer und derselben Art legt. Obgleich die kleinen Vögel das einmal vorgefundene Ei sorgfältig ausbrüten und den jungen Kukuk aufopfernd pflegen, scheinen sie dennoch den Besuch des Kukuks außerordentlich zu fürchten, denn gleich wie die Eule, wenn sie sich am Tage zeigt, verfolgen sie ihn mit großem Geschrei.

II.

„Kukuk in Häven,
Wo lang schal'k noch läven?"

So fragten wir in unserer Jugend, wenn wir zum erstenmale den Ruf dieses sonderbaren Vogels vernahmen und zählten gewissenhaft, wie viele Lebenslenze er uns noch weissagte. Aber merkwürdig! Wenn er dann plötzlich innehielt, gleichsam um uns zu erschrecken, so glaubten wir ihm damals ebenso wenig als heute, wenn Vettern und Basen mit ihrem allezeit fertigen Urteil etwa von dem und dem, der uns lieb und wert ist, sagen:

„Der hört den Kukuk auch nicht wieder!"

So ist das Herz des Menschen! es ist von jeher ein trotziges und verzagtes Ding, und die Pastoren haben so ganz unrecht nicht, es glaubt niemanden recht, selbst nicht einmal dem — Kukuk! Nur Reinecke, der Fuchs, der böse und arglistige, der war glücklicher, der konnte noch glauben, triumphierend erzählte er seinem sorgenden Weibe, die Tücke seiner Feinde werde gewiß zu Schanden werden, denn er habe heute beim Ausgange den Kukuk 18 mal hintereinander rufen hören.

Daß die Gabe der Weissagung dem Kukuk eigen sein soll, glaubten schon die Alten. Hesiod (etwa im 7. oder 8. Jahrh. v. Chr. Geb.) spricht schon davon, daß des Kukuks Ruf nicht nur den Frühling, sondern auch die Zukunft verkünde und damit giebt er zugleich den Urgrund aller seiner Weissagungen an. Dasselbe, nämlich daß der Kukuk die Zukunft verkündige, wird auch schon in alten lateinischen Liedern, die Grimm (Mythologie II, 640) anführt, behauptet. In der germanischen Sage und Litteratur tritt dieser Gedanke zuerst im Angelsächsischen auf. gesecs geár budon, „das Jahr bieten", d. h. verkündigen, heißt es in einer alten englischen Handschrift von unserem Vogel. Und aus diesem Satze leitet Grimm den oben erwähnten Brauch, von dem Kukuk die Zahl seiner übrigen Lebensjahre zu erfahren, ab. Der Brauch ist besonders in Niedersachsen, von der Nordsee bis zum Stettiner Haff bekannt. In Pommern lautet der Spruch mit gleicher Bedeutung:

„Kukuk, Bäckerknecht,
sag mir recht,
wie viel Jahr' ich leben mög'!"

Dort hält man den Vogel für einen verwünschten Müller- oder Bäckerknecht, der den Armen das Mehl stahl zur Zeit einer großen Teuerung. Daher glaubt man auch, es gebe eine Teuerung, wenn er nach Johannis noch seinen Ruf hören läßt. Im Grunde genommen mag wohl des Vogels graues, gleichsam mehlbestäubtes Gefieder die Veranlassung zu diesem Namen gegeben haben. Auch auf die Himmelsgegend kommt es an, aus der man ihn zum ersten Male rufen hört. Von Osten und Westen bedeutet sein Ruf Glück, das beste aber von Westen, denn es es heißt in Schweden: „vestergök är bästagök", d. h. „Kukuk von West ist der allerbest". Ruft er von Süden her, so ist er ein Buttergök, d. h. verkündet ein fettes Jahr; aber hört man ihn von Norden her, so giebt es viel Kummer und Sorgen, denn „norrgök är sorggök".

Dem Lebensorakal steht das Liebesorakal zur Seite. In Schweden und nur wenig abweichend auch in Dänemark sagt man:

„gök, gök, sit pao quist,
säg mi vist,
hur maongä aor
jag ogift gaor?"
„Kukuk sitzt auf dem Zweig,
Sagt mir gewiß,

Wie viele Jahre
Ich unvermählt soll gehen."

In Schleswig-Holstein übersetzen es die jungen Mädchen, allerdings etwas frei:

„Kukuk seg mi furn'
Wo lang schal'k noch lurn?"

Wenn er aber mehr als zehnmal antwortet, dann glauben sie ihm nicht, denn er sitzt, wie sie sagen, auf einem verkehrten Zweige (pao galen quist). Nach vergeblichem Hoffen und Harren fragen sie aber im folgenden Frühjahr mit frischem Mute aufs neue! Diese enge Verbindung des Kukuks mit dem Begriff der Ehe erklärt sich wohl aus seinem bekannten sehr eigentümlichen und, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, zerrütteten Eheleben. Stilles Familienglück und Elternfreuden sind ihm nicht beschieden, und manche Ornithologen wollen behaupten, daß er es auch mit dem 6. Gebot nicht sonderlich genau nehmen soll. Darum gilt der Kukuk als das Symbol der Untreue und der Unkeuschheit. So bereits im klassischen Altertum. Der Berg, auf dem Zeus und Hera vor ihrer ehelichen Verbindung ohne Wissen der Eltern zusammenkamen, hieß, weil Zeus stets in der Gestalt eines Kukuks erschien, „Oroskakygion", d. h. Kukuksberg, und Kukuksberge, oder wie sie in Süddeutschland heißen, Gauchberge, giebt es noch heute mehrere. Am bekanntesten ist wohl der Gauchberg bei Kreuznach. Der Name hat sogar die Bewohner des gleichnamigen Dorfes in einen üblen Ruf gebracht. Ein alter, von Grimm in seiner Mythologie mitgeteilter Volksreim sagt:

„Weises Wort und thöricht Werk
Haben die von Gauchesberg."

Noch heute heißt ein Nebenbuhler in Liebesangelegenheiten in Süddeutschland und der Schweiz ein „Gugsch", und „Gauch" oder „Gauchlein" ist die Bezeichnung für ein uneheliches Kind. Daniel Sanders führt sogar das Verbum „kukuken" in der Bedeutung: jemanden zum Hahnrei machen, auf. Auch im Elsaß und am ganzen Oberrhein sind diese Ausdrücke bekannt und der „Göckelsberg" unweit Wolxheim im Elsaß dürfte ebenfalls seinen Stamm von unserem Kukuk haben. Andere dort bekannte Namen sind „Göckerliberg" und „Gugisberg". Solche Namen erklären sich leicht aus dem Rufen des Vogels, das aus den mit Gebüsch bewachsenen Bergen weithin vernehmbar ist. Bei Hans Sachs und Sebastian Brandt kommen neben Gauchbergen auch „Affenberge" und „Eselsberge" vor, welche Namen Grimm mit „Narrenberge" gleichbedeutend hält. Noch ein anderer im Elsaß und im Badischen bekannter Vers möge hier angeführt werden. Er lautet:

„Peterli und Lauch
Hat bekuckt der Gauch,"

das bedeutet: sie sind erfroren. Auch Geyler v. Kaysersberg erwähnt in seinem Renner den Gauch und sagt (11 340):

„daz weiz der gauch, der im für wär
hât gegutzet hundert jâr,"

d. h. ihm hundert Jahr geweissagt hat.

Noch heute wird der Kukuk unter Hindeutung auf den beginnenden Frühling am Oberrhein und besonders im Elsaß der „Zitvogel" und in der Schweiz das „Märyfögeli" genannt. Auch kennt man dort überall den Glauben, der Kukuk trinke die Eier anderer Vögel und rufe nicht eher, als bis er das erste Ei getrunken und höre auf, wenn er sich dreimal satt Kirschen gefressen habe. Beides ist natürlich unwahr, denn der Kukuk frißt weder Eier noch Kirschen. Nur die Zeit seines Kommens und Verschwindens trifft ungefähr mit ihnen zusammen.

Der Kukuk hat auch die Bedeutung eines bösen, unheimlichen Vogels, wie das die Redensarten, in denen er figuriert, zur Genüge beweisen; man darf daher beim Antritt einer Reise oder Beginn einer Arbeit keinen Kukuk sehen oder hören, wenn das Vorhaben zu einem glücklichen Ende kommen soll. Die Verwünschung „Zum Kukuk!" mit ihren zahlreichen Varianten ist oft erklärt worden und meistens dadurch, daß man früher den Kukuk für einen Raubvogel gehalten habe, und demnach „Zum Kukuk!" gleichbedeutend sei mit „Zum Geier!" Sollte das Wort sich nicht vielleicht natürlicher so erklären, daß dem heimatliebenden und seßhaften Landmann der nestlose Vogel als Sinnbild eines nichtsnutzigen Herumtreibers erscheint, und daß er somit mit dem Rufe „Geh' zum Kukuk!" einen lästigen Thunichtgut weit von sich weg, auf die Vagabundenstraße, zu schicken meint?

An diese Verwünschungen schließt sich auch die Redensart an: „Das mag der Kukuk wissen", die offenbar auf den Umstand zurückgeführt werden muß, daß der Kukuk in viele Nester guckt, also manche Geheimnisse erfährt. Auch eine Blume ist dem Kukuk geweiht, es ist das Knabenkraut (Orchis latifolia), die auch unter dem Namen Lichtnelke (Lichnis flos Cuculi) bekannt ist. Der des Morgens sich an Weiden und besonders am Knabenkraut vorfindende Schaum der Cicaden (Aphrophora spumaria) wird Kukuksspeichel genannt, und wenn er unversehends auf die Hand fällt, der hört den Kukuk nicht wieder rufen. Zum großen Aerger unserer Landmädchen zeigen sich in ihrem Gesicht oft die unausstehlichen Sommersprossen. Sie nennen sie „Kukuksflecken" und betrachten sie als Strafe für neugierige Fragen an den Kukuk, den sie dadurch beleidigt haben. Sie waschen sich mit dem Saft der Kukuksblume und dem Kukuksspeichel, dann verliert der zauberische Vogel die Gewalt über sie!

Man kann nicht von Kukuk reden, ohne auch des „Küsters" zu gedenken, den ihn der Volksmund zuordnet. Als solchen findet man in Büchern meistens den Wiedehopf genannt, weil dieser gewöhnlich einige Tage früher kommt als der Kukuk, also diesen gewissermaßen anmeldet, wie der Küster den Pfarrer. An der Nordseeküste legt man dagegen dem dort zahlreich vorkommenden Kibitz diese Würde bei, weil auch dieser seinen eigenen Namen ruft und dadurch dem Kukuk nachahmt, wie man sagt, daß auch mancher Küster die Manieren seines Pfarrherrn annehme.

Was ist nun Wahres an des Kukuks Weissagungsgabe? Man hat beobachtet, daß der Kukuk am frühen Morgen, oft noch vor Sonnenaufgang 60 bis 70, ja sogar 100 mal seinen Namen ruft, dagegen im Laufe des Tages immer weiter herunter geht und schon am Mittage selten mehr als 10 bis 15 Rufe ertönen läßt. Er prophezeit also dem Frühaufsteher eine längere Lebensdauer als dem, der erst spät am Tage die Ohren öffnet, und solche Prophezeiung mag schon zutreffen. Das Volk glaubt auch, daß, wer den Kukuk frühmorgens rufen hört und gerade sein Geld zählt, das ganze Jahr Ueberfluß daran haben werde. Auch das mag stimmen. Wer mit dem Kukuk aufsteht, also fleißig ist, und dann schon nach seinem Gelde sieht, also ein guter Haushalter ist, an dem kann der Vogel wohl ebenfalls zum Propheten werden. Von den übrigen Prophezeiungen halten wir indessen nicht allzuviel; nur in einem Stück bewahrheitet der Kukuk aber ganz gewiß sein altes Wahrsagetalent: er kündet durch seinen Ruf die lieblichste Zeit des Jahres an.

„Es ist doch Frühling worden
Nach langer Winternacht!"

Das jauchzet sein Ruf hinaus in Feld und Wald und in die Herzen der Menschen hinein. Und das kleine Menschenherz wird größer und größer, es geht auf vor lauter Freude und Wonne, vor lauter Hoffnung und Liebe; und sie, Liebe und Hoffnung, legen ihm die Fragen auf die Lippen, die Fragen nach dem A und dem O, dem Anfang und Ende des menschlichen Daseins; die Frage nach Liebe und Leben!

Pariser Weltausstellung.

Der Palast für Ingenieurwesen.

(Nachdruck verboten.)

Der Palast für das Ingenieurwesen ist einer der hervorragendsten Bauten des Marsfeldes, für welche die Central-Bauleitung nach Angaben M. Bouvards einen Gesamtplan aufgestellt hatte. Hermant, der Architekt dieses Baus, hatte sich also wie die übrigen Baumeister, welche hier mit der Ausführung von Ausstellungshallen betraut wurden, innerhalb des gegebenen Rahmens zu bewegen. Aber Hermant hatte hier vor seinen Kollegen das Eine voraus, daß er bereits auf dem Gebiet des Ausstellungswesens sehr reiche Erfahrungen gesammelt. Auf den Weltausstellungen in Brüssel und Chicago hat er die Ausstellungspaläste der französischen Abteilung errichtet, und er hatte hier nicht allein Gelegenheit, sein eigenes Können zu erproben, sondern auch seine Kenntnisse durch die Erfahrungen Anderer zu bereichern. In Chicago war er überrascht, zu sehen, wie die Amerikaner das Eisen behandelten. Weite Hallendächer von der Spannweite der Pariser Maschinengalerie (vom Jahre 1889) waren ganz leicht und gefällig konstruiert, so daß man sich der Schwierigkeit der Aufgabe kaum bewußt wurde. Die Ursache dieser Erscheinung war nicht schwer zu erklären. Man hatte das Eisen nicht gerade sparsamer als anderwärts verwendet, aber es waren die kompakten Massen vermieden; der Raum war durch eine größere Zahl schlanker Säulen in langgestreckte Hallen geteilt, wodurch alles graziöser wirkte. Hermant hat sich nun nicht mehr die Pariser Maschinengalerie, sondern die vielfach geteilten Chicagoer Ausstellungshallen zum Vorbild gewählt.

Der Querschnitt des Ingenieurpalastes ist von ganz eigenartiger Form. In der Dachkonstruktion und Deckenbildung sind die geraden Linien völlig vermieden, so daß fast der Eindruck eines aus eisernem Gitterwerk hergestellten Gewölbes hervorgerufen wird. Es sind drei Längshallen von 27 m Spannweite, welche jedoch nicht eng aneinander schließen, sondern durch niedrige, halbkreisförmig überwölbte Zwischenhallen von nur 9 m Breite von einander getrennt sind; endlich schließen sich zu beiden Seiten des so gebildeten Schiffes Längshallen von 10 bezw. 12 m Spannweite an. Diese Teilung ist übrigens für alle Paläste des Marsfeldes beibehalten, damit man fortlaufende Galerien erhält, welche man von dem einen Ende der Esplanade bis zum anderen durchwandern kann.

Sehr kühn und interessant ist die Dachkonstruktion des Hauptschiffes. Wie Kranarme vorgestreckt und frei geschwungen, ruhen beiderseitig die eisernen Halbbinder des Dachgespärres auf den Säulen, so daß sie sich, großen Konsolen gleich, gegenüberstehen; durchbrochene Hauben von 9 m Spannweite setzen sich auf die äußersten Stützpunkte dieser freischwebenden Arme auf und verbinden sich mit einander.

Um eine möglichst große Bodenfläche für die Aussteller zu gewinnen, hat man nun diese 27 m breiten Hallen in ihrer ganzen Höhe ungeteilt gelassen, die übrigen Räume aber zweigeschossig angelegt, wie das auch an anderer Stelle zur Unterbringung der großen Menge von Ausstellungsobjekten erforderlich wurde.

Die Front des Gebäudes ist derart gegliedert, daß eine große mittlere Eingangshalle von zwei seitlichen, mit reichen polychromen Friesen geschmückten Flügeln eingeschlossen wird. Ein riesiges, überwölbtes Portal, dessen Gewände so breit sind, daß man durch ein gewaltiges massives Mauerwerk einzudringen glaubt, führt in die mittlere Halle. Die riesige Oeffnung soll den Eindruck erwecken, als seien all die großen Fahrzeuge, Schiffe, Lokomotiven, Ballons durch sie in das Innere geschafft worden, während das Portal in Wahrheit nur als Passage für die Fußgänger dienen soll. Man wird natürlich die Umfassungswände der Halle erst dann endgiltig schließen, wenn diese großen Objekte im Innern aufgestellt sind.

Die hohen Friese an den Fronten werden die Geschichte der Transportmittel seit den frühesten Tagen bis auf unsere Zeit darstellen; man wird die Urvölker sehen, welche sich selbst vor ihre plumpen Wagen oder Schleifen spannten, um das erlegte Wild oder Baumstämme zu ihren Hütten fortzuschaffen, und man wird die Entwickelung dieser Fahrzeuge weiter verfolgen können bis zu der Erscheinung des Automobils und lenkbaren Ballons. Ferner werden wir auf den Friesen alle Bauhandwerker an ihrer Arbeit dargestellt finden.

Eine reizende Kuppel von 30 m Durchmesser, ein architektonisches Kleinod, wird den Palast des Herrn Hermant von dem Ausstellungsgebäude für Nahrungs- und Genußmittel trennen.

Diese Kuppel überspannt eine hohe Rotunde, welche denjenigen als Zugangshalle dienen soll, welche nicht bis zum Hauptportal gehen wollen. Die Rotunde enthält eine eigenartige Treppe, deren Läufe innen an den Umfassungswänden emporsteigen, während die Zwischenpodeste nach außen vortreten und so Balkons und Loggien bilden. Der Raum bleibt unverschlossen, sodaß man das ganze graziöse Werk überblicken kann.

Wir haben es also hier mit einem Baukünstler zu thun, dessen Werk einen ganz originellen Geist und reiche Phantasie verrät; vermutlich wird uns die Innendekoration dieses Hauses noch manche Ueberraschungen bringen. Hermant ist ein Meister, zu dem man in die Schule gehen sollte, und vielleicht wird sein merkwürdiger Bau noch Schule machen, auch wenn er bereits mit den übrigen Ausstellungsbauten wieder verschwunden ist.

Verschiedenes.

* **Das Oberhaupt der „Getreuen von Jever“**, der Buchdruckereibesitzer Wilhelm Mettcker, ist, wie bereits kurz berichtet, am Montag in Jever im Alter von 75 Jahren einem Herzschlage erlegen. 1825 in Jever geboren, war der Verstorbene mit den Jever'schen Verhältnissen eng verwachsen. Infolge seiner Biederkeit und seines schlichten Sinnes erfreute er sich einer seltenen Beliebtheit. „Onkel Wilhelm“, wie er allgemein im Volksmunde hieß, ist auswärts namentlich durch seine engen Beziehungen zu den „Getreuen von Jever“ bekannt geworden. Er war es, der im Jahre 1871 mit seinem noch lebenden älteren Bruder Ludolph Mettcker die zahlreichen Verehrer des Altreichskanzlers Fürsten Bismarck zu dem jetzt weltbekannten Bunde der „Getreuen“ vereinigte. In echt deutscher Treue nahm er die Obliegenheiten der Getreuen wahr und vermittelte alljährlich den Ankauf der dem Fürsten Bismarck zugedachten 101 Kiebitzeier, die in keinem Jahre auf dessen Geburtstagstisch fehlten. Die Eierspende selbst zu verpacken, ließ er sich nicht nehmen; eine wohlgelungene Zeichnung von C. W. Allers zeigt ihn bei dieser Beschäftigung. Allabendlich versammelte sich eine Anzahl seiner Gesinnungsgenossen, um ihn im Heim der „Getreuen“, deren Klubzimmer zu besuchen, und sich in dem dort aufliegenden Fremdenbuch einzutragen niemand unterläßt, der Jever besucht. An der Längswand des geräumigen und trotzdem behaglichen Zimmers, das an den getäfelten Wänden zahlreiche Allers'sche Zeichnungen, eine lebensgroße Büste Bismarcks u. s. w. zieren, steht die lange Tafel, an der bis zum Jahre 1898 die Getreuen stets am 1. April den „Umtrunk“ zu Ehren des Alten ich Sachsenwalde veranstalteten und um den die Getreuen sich noch jetzt zu einem Plauderstündchen des abends versammeln. „Onkel Wilhelm“ hatte bei diesen Zusammenkünften den Ehrenplatz am oberen Ende der Tafel inne. Ein besonders starker sesselartiger Rohrstuhl, wohl geeignet, eine schwere Last zu tragen, diente ihm als Sitz, und zwar schon länger als die Vereinigung der Getreuen besteht. Im Fußboden verraten zwei nebeneinander sichtbare Höhlungen, daß eine gewichtige Persönlichkeit hier seit langen Jahren ihre Füße stets auf demselben Punkte ruhen ließ. Zwei durch Abscheuern des Lacküberzuges beraubte Stellen der Tischplatte lassen erkennen, wo allabendlich Onkel Wilhelms Arme einen Stützpunkt suchten und fanden, wo er ferner die Tischplatte mit dem Messer, das ihm zum Cigarrenabschneiden diente, bearbeitet hat. Vor ihm stand der berühmte aus Silber getriebene Kibitzbecher, den Fürst Bismarck einst den Getreuen verehrte.

ψ **Acht Tage im Ballon.** Auf eine Meldung aus Berlin, daß dort im Juni eine Ballon-Exkursion unternommen werden soll, hat die „Daily Mail“ den bekannten englischen Aeronauten Percival Spencer interviewen lassen und von ihm folgende interessanten Antworten erhalten, die zwar wesentlich Neues nicht bringen, aber aus dem Munde dieses hervorragenden Fachmannes Interesse und Beachtung verdienen. „Bis jetzt,“ sagte Herr Spencer, „weiß man von keinem Ballon, daß er sich länger als dreißig Stunden in der Luft gehalten hat und keiner hat sich, soviel wir wissen, zwei Tage und zwei Nächte halten können, da der Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht die Auftriebskraft des Gases wesentlich ändert. Es ist klar, daß ein Ballon, der sein Gewicht bei Tage, wenn die Sonnenstrahlen ihn erwärmen, tragen kann, ebenso sicher in dem Augenblick, wo mit Sonnenuntergang die wärmenden Strahlen verschwunden, nicht mehr dasselbe Gewicht zu tragen vermag. Es müßte also eine außerordentliche Menge Ballast mitgenommen werden, um diese Differenz zwischen Tag und Nacht auszugleichen, damit ist aber auch zugleich die Unmöglichkeit gegeben, den Prozeß auf mehrere Tage fortzusetzen. Sollte diese Schwierigkeit indessen überwältigt werden können, so würde die Zukunft des Ballons gesicherter erscheinen. Die in Berlin geplante Expedition sollte übrigens auch mehrere andere interessante wissenschaftliche Fragen studieren, besonders die betreffs des Schlafens in freier Luft in hohen Regionen, worüber bis jetzt noch keinerlei Material vorliegt, und die Wirkungen hiervon auf das menschliche System. Außerdem wären die meteorologischen und astronomischen Untersuchungen, die von dem Ballon aus unternommen werden könnten, von größter Wichtigkeit, und ich denke, es würde von Bedeutung sein, wenn diese Frage zu einer internationalen gemacht würde und wenn auch in diesem Lande ein Ballon nach demselben System gebaut und zu Experimenten benutzt würde.“

* **Graf und Gräfin Lonyay** weilen seit 14 Tagen in Kap Martin. Bei der Ankunft schrieb der Graf in das Fremdenbuch: Comtesse und Comte Elemer Lonyay, Hongrie. Die Wohnung des Paares befindet sich im ersten Stock, gerade oberhalb jener Wohnung, in welcher Kaiserin Elisabeth wiederholt abgestiegen. Morgens frühstückt das junge Paar unter den übrigen Gästen des Wirtshauses und ißt am Nachmittag wie alle Welt an den kleinen Tischen des Speisesaals. Abends geht die Gräfin, dem dortigen Brauche entsprechend, immer in prächtiger Toilette. Jeden Nachmittag spaziert das Paar auf dem schmalen steinigen Strandweg. Der Herzog von Meiningen, welcher die Räume, die die verstorbene Kaiserin inne hatte, bewohnt, machte den Neuvermählten seine Aufwartung, ein Besuch, den die Gräfin nachmittags mit ihrem Gatten erwiderte. Die ehemalige Kronprinzessin fuhr allein zur Ex-Kaiserin Eugenie. Beim Gegenbesuch wurde der Ex-Kaiserin Graf Lonyay vorgestellt. Auch Erzherzog Ludwig Salvator, der auf einem Schiffe wohnt, war schon zu Besuch bei dem Grafenpaare, sonst aber ließ die Gräfin wissen, daß sie Erholung brauche und Empfänge und Einladungen dankend ablehne. Die Gräfin sieht blühend aus.

⊥ **Der Ursprung des Bieres.** Der Mehrzahl der Biertrinker dürfte nicht bekannt sein, wo die Urstätte der Bierbereitung zu suchen sei. Von gewisser Seite wird angeführt, daß Aegypten als die Wiege der Bierbrauerei zu betrachten sei. Freilich dürfte das damalige Gebräu keinen Hopfen enthalten haben, wodurch erst Geschmack und Haltbarkeit erzielt werden. Rußland wird genannt, wo der Brauch, wie Spemanns „Mutter Erde“ berichtet, dem Biere Hopfen zuzusetzen, geübt sei. Groß hält aber nach seinen Untersuchungen daran fest, daß die Erfindung, gehopftes Bier zu erzeugen, Eigentum deutscher Volksstämme sei. Die Weltproduktion, welche alljährlich konsumiert wird, beträgt gegenwärtig im Durchschnitt 2 000 000 Zentner, von denen Deutschland das meiste liefert und verbraucht, wie denn auch der Weltmarkt für Hopfen sich in Nürnberg befindet, neben dem noch Saaz in Betracht kommt.

⊠ **Für Briefmarkensammler.** Ueber die bereits mitgeteilte Ausgabe besonderer Freimarken gelegentlich der bevorstehenden Verheiratung des Kronprinzen von Japan erfahren wir noch, daß im ganzen 500 000 Briefmarken ausgegeben werden; die Herstellung derselben soll bereits beendet sein. Die Marken zeigen neben den bei der Trauceremonie gebrauchten Insignien das Wappen der Familie Kujo, das Datum der Trauung und Chrysanthemum, sowie die Paulonia.

---

* Die Warenhaus-Umsatzsteuer. Eine Besprechung der Regierungsvorlage und der Denkschrift des Bundes der Handel- und Gewerbetreibenden zu Berlin. Von Dr. Max Erhardt. Preis 60 Pf. (Berlin, Guttentag.) — Führer durch die königliche Haupt- und Residenzstadt Budapest und Umgebung. Herausgegeben von Leo Woerl. Mit Plan der Stadt und vielen Illustrationen. 5. Auflage. (Leipzig, Woerl.)

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg